
In der Krise auf den ewigen, rettenden und gerechten Gott hoffen

Predigt über Daniel 6, 27¹

Oliver Pilnei

Liebe Gemeinde!

Die Texte, die wir bisher aus dem Danielbuch gehört haben, sind keine Gute-Nacht-Literatur für Kinder. Ich lese meinen Kindern oft vor, gern auch aus dem Bereich der Fantasy-Romane – Harry Potter ist hoch im Kurs. Die Verse aus Daniel 7, die ihr eben vermutlich mit Stirnrunzeln vernommen habt, würde ich dann aber doch nicht lesen. Das ist schon starker apokalyptischer Tobak. Der Verfasser greift in die Vollen: grelle Bilder, leuchtende Farben, verstörende Gesichte. Wesen und Vorgänge, die irritieren und verunsichern. So etwas möchte man weder vor dem Schlafengehen noch am Sonntagmorgen im Gottesdienst hören. Wenn man diese Texte so auf sich wirken lässt, stellt sich die Frage: Was wollen sie eigentlich bewirken? Menschen einschüchtern und verunsichern? Ist das ihr Ziel?

Eine Antwort erhalten wir von der modernen Bibelwissenschaft. Wir gehen einmal davon aus, dass ihre Beobachtungen zu unserem Bibelbuch im Großen und Ganzen stimmen und dass sie wichtige Erkenntnisse liefern, die uns ein tieferes Verstehen dieser sperrigen Texte ermöglichen. Stark gerafft lauten die bibelwissenschaftlichen Erkenntnisse folgendermaßen: Das Danielbuch ist nicht – wie es die Erzählung vermuten lässt – ein Text aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., der sich als detaillierte Zukunftsschau präsentiert. Es enthält vielmehr eine Sammlung von Texten, die über einen längeren Zeitraum entstanden ist und im 2. Jahrhundert v. Chr. zum Abschluss kommt. Ältere Erzählungen von der Person Daniel werden unter dem Eindruck politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen durch Visionen ergänzt, die das Zeitgeschehen theologisch-prophetisch deuten. So entsteht ein großes Gemälde, das den Glaubenden Trost und Zuversicht zusprechen will. Das Buch Daniel ist Krisenliteratur. Ein Trostbuch in der Krise.

Die Krise, die das jüdische Volk zu erleiden hatte, wurde durch eine Entwicklung ausgelöst, die wir Hellenisierung nennen: Die griechische Kultur, Sprache und Philosophie breiteten sich mit Macht im Vorderen Orient aus und prägten zunehmend auch die jüdische Lebensweise. Nicht wenige

¹ Die Predigt wurde am 11. Januar 2015 in der EFG Berlin-Schöneberg im Rahmen der „Reihe B“ (Bibel) gehalten, die sich in einem Gottesdienst jeweils einem Buch der Bibel widmet. Diesem abenteuerlichen Vorhaben stellt sich die vorliegende Predigt anhand des Propheten Daniel. Ihr voraus gingen eine Einführung in die historischen Zusammenhänge des Buches und eine Schriflesung aus Dan 7, 1–27.

Juden fühlten sich in ihrer religiösen und kulturellen Identität bedroht. Die religiös-kulturelle Krise des Judentums wurde von politischen Umbrüchen begleitet. Eine regelrechte Katastrophe war die Schändung und Entweiheung des Jerusalemer Tempels durch den seleukidischen Herrscher Antiochus IV. Epiphanes im Jahr 164 v. Chr. Ihr folgten Änderungen der Religionsgesetze, die Juden in der Ausübung Glaubens beschnitten. Was hier nur in größten Strichen skizziert wird, war eine beschämende und erniedrigende Erfahrung, die das Judentum theologisch verarbeitete (Apokalyptik) und der sie mit gewaltsamem Widerstand begegnete (Makkabäeraufstände).

Zur theologischen Verarbeitung gehört das Danielbuch. Um den Gläubigen in den Wirren Trost zu spenden, greifen die Verfasser literarisch in die Vollen. Sie beschwichtigen nicht. Beschwichtigungen kennen wir zur Genüge: „Es wird schon alles gut.“ „Wir haben hier alles unter Kontrolle.“ „Die Renten sind sicher.“ Beschwichtigungen dieser Art geben Anlass zu der meist berechtigten Vermutung, dass die Wahrheit beschönigt wird und die Hörer im Unklaren gelassen werden.

Anders die Danieltexte. Sie hüllen die geschichtlichen Ereignisse in ein apokalyptisches Gewand und spitzen so die Erfahrungen noch einmal zu. Vergangene und aktuelle Ereignisse werden in einen größeren Zusammenhang eingeordnet und theologisch-apokalyptisch gedeutet. Aber nicht um Angst einzujagen, sondern um die politischen Vorgänge zu entlarven. Die Apokalyptik in Daniel bietet keine ominöse und verstörende Zukunftsschau. Sie ist vielmehr eine entlarvende, tröstende und befreiende Deutung der Gegenwart. Das gelingt den Verfassern, indem sie auf Heilserfahrungen zurückblicken und anhand einer exemplarischen Gestalt (Daniel) Ausschnitte der Geschichte Israels ausleuchten. Die Episoden aus Daniels Leben sollen deutlich machen: Egal, was passiert, wer auf Gott vertraut, geht nicht unter. Alle Wirren dieses Lebens, alle Herrschaftssysteme werden dem ewigen, rettenden und gerechten Gott gegenübergestellt und damit relativiert und in die Schranken gewiesen. Was den Glaubenden auch widerfährt: Darüber, darunter, davor und dahinter steht Gott. Der Ewige, der Lebendige, der Rettende. Diese Gewissheit gibt auch in äußeren Bedrängnissen innere Freiheit.

Als Gegenwartsdeutung können wir das Buch Daniel auch heute lesen und auch unser Zeitgeschehen in diese Texte hineinhalten. In unseren Tagen gibt es manche Parallelen zu den Ereignissen des 2. Jahrhunderts. Wir erleben, wie das Zusammenleben von Religionen auch in den westlichen Ländern auf die Probe gestellt wird. Wir werden Zeugen von terroristischen Anschlägen – gerade in dieser Woche rief das Massaker in Paris weltweit Fassungslosigkeit hervor.² Im Nahen Osten werden Männer enthauptet, Frauen geschändet, Kinder missbraucht. Und gerechtfertigt wird das mit der Aufrichtung eines angeblichen Gottesstaates. Hinzu kommen

² Gemeint ist der Terroranschlag auf die Redaktion des Satiremagazins Charlie Hebdo am 7. Januar 2015.

Seuchen, Krieg am Rande Europas, Flüchtlinge, die nach Europa strömen, Menschen, die als „patriotische Europäer“ um das christliche Abendland fürchten ... die Liste ließe sich verlängern. Wenn man sie lang genug betrachtet, meldet sich der Apokalyptiker in uns. Was hilft in so einer emotionalen Gemengelage? Eine orakelnde Schau in die Zukunft? Die macht höchstens Angst, aber sie gibt weder Trost noch Frieden.

Die christliche Kirche hat sich leider immer wieder in der Zukunftschau geübt und sich dabei gelegentlich auf das Buch Daniel berufen. Was gab es da nicht alles für Versuche: Der Pietist Albrecht Bengel berechnete den Anbruch des Tausendjährigen Reiches für den 18. Juni 1836. Immer wieder schauen Fromme nach Israel und halten es für Gottes große Weltenuhr, an der man ablesen könne, wie „spät“ es ist. Unternehmungen dieser Art sind allesamt zum Scheitern verurteilt. Nicht nur dass sie schlichtweg nicht stimmen. Sie ängstigen, sie vernebeln den Blick für die Realität und manchmal radikalisieren sie sogar. Aber sie trösten nicht und machen nicht frei.

Trost und innere Freiheit will das Danielbuch schenken, indem es die Gegenwart im Lichte Gottes betrachtet. Immer wieder werden am Ende von einzelnen Erzählungen verstreut über das Buch kurze, aber große Bekenntnisse eingeflochten. Sie beschreiben, wie Gott ist. Sie bringen Licht ins Wirrwarr der Ereignisse. Sie schenken einen klaren Blick. In bedrückenden Entwicklungen geben sie einen festen Stand. Am Ende von Kap. 6 finden wir so ein Bekenntnis. Ein Bekenntnis des heidnischen Königs Darius wohlgermerkt, in dem sich die Botschaft des Buches wie in einem Brennglas bündelt. „Er ist der lebendige Gott, der ewig bleibt, und sein Reich ist unvergänglich, und seine Herrschaft hat kein Ende. Er ist ein Retter und Nothelfer, und er tut Zeichen und Wunder im Himmel und auf Erden.“

Texte wie diese leuchten die Gegenwart theologisch aus. Drei solcher Scheinwerfer will ich kurz in den Blick nehmen.

Gott ist ewig – menschliche Reiche kommen und gehen

Antike Herrscher haben sich auf grandiose Weise inszeniert und vergöttlicht. Dagegen sind heutige Staatsbesuche Kinderfasching. Ein Beispiel dafür ist der bereits erwähnte Herrscher Antiochus der IV., der sich den Beinamen „Epiphanes“ gab – göttliche Erscheinung. Ein anderes das Ishtar-Tor mit seinen leuchtenden Farben und gigantischen Ausmaßen, das im hiesigen Pergamonmuseum bestaunt werden kann. Es diente als Inszenierung für Herrscher wie Nebukadnezar II., der sich als gottähnlicher Herrscher präsentierte. Für den jüdischen Provinzler musste das eine einschüchternde Wucht sondergleichen gehabt haben. Die Sprache dieser Gebäude war eindeutig: Du bist nichts, unser Herrscher ist alles. Über ihn kommt nichts und niemand. Er hat alles in seinen Händen. Gewalt, Macht, Herrschaft. Und die wurde auf brutalste Weise demonstriert.

Das Danielbuch widerspricht dieser Sicht! Auch ein Nebukadnezar muss Gras fressen. Dan 4 erzählt buchstäblich davon. Daniel deutet eben jenem Nebukadnezar seinen Traum, in dem er einen riesigen Baum sieht, der schließlich abgehauen wird. Das wird Realität. Der große König verliert alle Macht, er wird verstoßen, lebt bei den Tieren und frisst Gras – um dann wieder eingesetzt zu werden und den Gott Daniels zu loben. Über die Historizität dieser Angaben kann man streiten. Aber das ist auch nicht der Punkt. Glaubenserzählungen wie diese geben dem Glauben an Gott eine subversive Kraft gegenüber allen Herrschaftssystemen, gegenüber allen Königen, Präsidenten, Führern, Diktatoren – und Terroristen. Mögen diese Herrscher tun, was sie wollen; mögen diese Terroristen anrichten, was sie wollen – sie kriegen nicht unsere Seelen. In unseren Herzen und Gewissen lassen wir uns nicht binden. Und so leitet das Danielbuch zu einem trotzigem Widerstand an: „Ihr Herrscher, ihr bärtigen Feiglinge, ihr könnt machen, was ihr wollt – ihr kommt und ihr werdet gehen. Gott bleibt. Er ist der Ewige. Er ändert Zeit und Stunde. Er setzt Könige ab und setzt Könige ein‘ (Dan 2, 21). Auf ihn vertrauen wir. Und dieses Vertrauen gibt uns Kraft und macht uns frei!“

So zeigt die Apokalyptik des Danielbuches sogar eine politische Note. Eine freiheitliche politische Note. Und eine gewaltlose. Dreimal wird gesagt, dass die entscheidende Wende im Ablauf der Weltreiche nicht durch Menschenhand herbeigeführt wird!

Der ewige Gott rettet

Dass Gott rettet und befreit, gehört zu den Ur-Erfahrungen Israels: Befreiung aus der Knechtschaft in Ägyptenland, wundersame Rettung vor den Feinden. Bei jedem Sabbath wird bis heute diese Erfahrung weitergegeben. Und im Danielbuch wird sie in leuchtenden Farben geschildert, z. B. mit der Geschichte der drei Männer im Feuerofen (Dan 3). Verbrennen sollen Schadrach, Meschach und Abed Nego, weil sie das goldene Bild Nebukadnezars nicht anbeten. Siebenmal heißer als sonst soll der Ofen gewesen sein, so dass sogar die Männer, die die drei zum Ofen geleiteten, ums Leben kamen. Aber die drei überleben. Solche fast ins Absurde gesteigerter Schilderungen regen die Fantasie an. Was machen die eigentlich im Feuerofen bei dieser Hitze? Natürlich – sie singen! Und was? „The heat is on“ ...? Was die drei angeblich gesungen haben, kann man übrigens in den apokryphen „Stücken zu Daniel“ nachlesen.

Mein Leben verläuft vermutlich in zu ruhigen Bahnen; ich jedenfalls kann keine großen Rettungsgeschichten erzählen. Ich kenne Erzählungen aus der Generation meiner Großeltern, wie sich Menschen in den Wirren der Nachkriegszeit auf wundersame Weise wiedergefunden haben, aber selbst kann ich Vergleichbares nicht erzählen. Traurig bin ich darüber nicht.

Aussagen über das rettende Eingreifen Gottes kann man nie im Voraus, sondern nur im Nachhinein, nur im Rückblick auf Erlebtes machen. Und da

stellt man fest: Manchmal fügen sich Dinge auf wundersame Weise. Wie es eine alte russlanddeutsche Schwester mit ihrer typischen, gedehnten Aussprache einmal sagte: „Derr HERRR ist immerr am Fieeegen drran.“ (Der HERR ist immer am Fügen dran; soll heißen: er ist stets damit beschäftigt die Dinge für seine Menschen zu fügen).

Das ist ein weiterer Scheinwerfer, der die Situation von Menschen damals und heute beleuchtet. Der Herr ist „am Fügen dran“. In manchen kleinen und auch großen Dingen fügt Gott die Dinge. Mag der Boden wanken: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“ („Befiehl du deine Wege“ von Paul Gerhard) Wohl dem, der diese Worte dankbar mitsprechen kann!

Gott setzt seine Gerechtigkeit durch

Viele können es nicht. Viel zu viele auf diesem Globus. Und das wirft bedrückende Fragen auf: Was ist mit denen, bei denen sich nichts fügt? Was ist mit denen, die um ihres Glaubens willen verfolgt werden und manchmal ihr Leben lassen? Mit den Flüchtlingen aus dem Nahen Osten, die alles verloren haben? Mit denen, die vor den Grenzen Europas im Mittelmeer erlaufen? Mit denen, die für den Rest ihres Lebens Narben in ihren Seelen tragen? Mit denen, in deren Leben sich das Unglück häuft? Die Verfasser des Danielbuches waren keine Naivlinge. Sie haben erlebt, dass viele um ihres Glaubens willen unter die Räder gekommen sind. Der Glaube war für sie keine Wellnessstrategie auf der Suche nach dem gelingenden Leben. Eher eine Herzensüberzeugung, die das Leben mitunter gehörig auf die Probe stellte. Deswegen wird in der Theologiegeschichte des Alten Testaments an dieser Stelle zum ersten Mal ausdrücklich der Glaube an die Auferstehung der Toten formuliert. In Dan 12 lesen wir davon. „Viele, die unter der Erde schlafen, werden aufwachen, die einen zum ewigen Leben, die andern zu ewiger Schmach und Schande.“ Was diese Hoffnung hervorgebracht und zu einem festen Bestandteil des jüdischen und christlichen Glaubens gemacht hat, war nicht die Frage, ob wir uns wiedersehen oder wie es da drüben aussieht. So spannend und gewichtig diese Fragen sind. Die eigentlich bohrende Frage, aus der sich die Hoffnung auf die Auferstehung der Toten entwickelte, lautete: Setzt Gott seine Gerechtigkeit durch? Triumphieren die Gewalttätigen, die das Leben missachten? Triumphieren sie nicht nur hier, sondern auch noch in alle Ewigkeit? Oder werden sie zur Rechenschaft gezogen? Und wiederfährt denen Gerechtigkeit, die hier Verfolgung, Not, Elend und Gewalt erleiden müssen? Das Danielbuch sagt: Ja. Gott setzt seine Gerechtigkeit durch. Durch die Auferstehung der Toten. Die einen zum ewigen Leben, die andern zur ewigen Schmach. Nach welchen Kriterien das geschieht? Ob das das letzte Urteil ist, darüber schweigen die Texte. Das wäre aus neutestamentlicher Perspektive ein eigenes Thema. Aber für die Bewältigung krisenhafter Erfahrungen reißt diese Hoffnung

einen Horizont auf, der über Raum und Zeit hinausgeht. Was auch immer geschieht, was auch immer das Leben bricht und verunstaltet – es gibt ein letztes Wort. Und dieses letzte Wort hat ein anderer! Der ewige, der rettende und gerechte Gott.

Für uns, die wir hier im Namen Jesu versammelt sind, thront dieser Gott nicht nur im Himmel. Er hat in seinem Sohn Jesus menschliche Gestalt angenommen. Jesus hat von sich als dem Menschensohn gesprochen, durch den Gott seine Herrschaft aufrichtet. Nicht mit dem Schwert, sondern durch Gnade und Wahrheit. Er ist nicht fern. Er ist nah. Er ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende. In diesem Horizont dürfen wir wissen: Wie auch immer das Leben sich uns gerade präsentiert, ob es uns ins Wanken bringt oder wir ruhige Bahnen ziehen dürfen; was auch immer unsere gesellschaftliche Großwetterlage bestimmt, was auch immer geschieht, wer auch immer am Drücker ist – es ist vorläufig! Gott der Ewige überdauert es. Er ist da. Er ist in Jesus Christus für uns da. Und das macht uns frei. Er erweist sich als Retter, auch wenn das nicht für alle auf der Hand liegt. Und er wird seine Gerechtigkeit durchsetzen. In Jesus Christus hat er sich darauf festgelegt. Mit diesen Zusagen können wir unser Leben ausleuchten und entdecken: Auf ihn ist Verlass!

Amen